

Dietrich Busse

Art. Sprachwissenschaften

Die Sprachwissenschaften sind seit Mitte des 20. Jahrhunderts als Teilfächer der ehemaligen Philologien (Germanistik, Anglistik, Romanistik, Slawistik usw.) oder als Allgemeine S. institutionell fest etabliert, nachdem die Philologien sich seit ihrem Entstehen als eigenständige Wissenschaftsdisziplinen im 19. Jahrhundert thematisch immer weiter ausdifferenziert hatten (mit der Ausweisung spezieller Lehrstühle zunehmend auch institutionell). Auch wenn die Anfänge sprachwissenschaftlichen bzw. sprachphilosophischen Nachdenkens bis weit in die Antike reichen (deren Einfluss vermittelt durch die lateinischen Grammatiker bis heute spürbar ist), so gilt die heutige Sprachwissenschaft doch als relativ junge Disziplin, als deren Gründungsakt im modernen Sinne häufig das Erscheinen des „Cours de linguistique générale“ des Genfer Sprachwissenschaftlers Ferdinand de Saussure angesehen wird. War die Sprachforschung des 19. Jahrhunderts noch vorwiegend historisch orientiert (Vgl. Grimm, Brugmann, Paul) – dokumentiert z.B. darin, dass die beiden großen Werke des 19. Jh., das „Deutsche Wörterbuch“ und die „Deutsche Grammatik“ der Grimms, beide historisch angelegt waren – so beginnt mit der Programmschrift von Saussure die systematische („synchrone“, d.h. künstlich a-historisch gehaltene) Sprachforschung und die deutliche Ausdifferenzierung der verschiedenen sprachwissenschaftlichen Forschungsgebiete. Sprachbezogene Forschung ist heute nicht nur in den Sprachwissenschaften im engeren Sinne verankert, sondern wird (mit mehr oder minder deutlichem Bezug auf Sprache *als* Sprache) auch in Disziplinen wie Sprachpsychologie (Psycholinguistik), Philosophie, Kognitionswissenschaften, KI-Forschung, Kommunikationswissenschaft, Sprachlehrforschung, Sprachheilkunde u.a. betrieben. Die traditionelle Zuordnung der S. zu den Geisteswissenschaften verdeckt, dass vom Gegenstand (sprachliche Regelsysteme) her starke Bezüge zu Aspekten der Sozialwissenschaften bestehen. Einige Linguisten (vor allem N. Chomsky und andere Anhänger des Angeborenhits-Postulats der Sprache) würden die S. lieber als Teil der Biologie sehen. (L. Jäger unterscheidet dementsprechend eine sozialwissenschaftliche und eine biologistische Orientierung der modernen S. und bezeichnet diese konträren Positionen als Mead- und Chomsky- Paradigma.)

Gegenstände

Über die Gegenstände der S. besteht in einem Kernbereich heute weitgehend Konsens, sehr weit auseinander gehen die Ansichten darüber, was neben einem unstrittigen Kernbereich noch zu den S. im engeren Sinne hinzuzurechnen ist. (Marginalisiert sind die Positionen einiger weniger Fachvertreter, die eine S. – im weiteren Sinne – von der „Linguistik“ – als S. im engeren Sinne – auch terminologisch absetzen möchten.) Als Kernbereich der S. gelten die Organisationsebenen sprachlicher Äußerungen – induktiv dem Aufbau komplexer Zeichen aus kleineren Einheiten folgend: Phonologie/Graphematik (Sprachlautlehre bzw. Schriftzeichenlehre als Lehre von dem lautlichen bzw. graphischen Material, aus dem minimale Zeichen gebildet sind), Morphologie (Lehre von den zeichenhaften Teileinheiten der Wörter und zugleich kleinsten, nicht weiter teilbaren sprachlichen Zeichen; Wortstrukturen und Wortbildung); Lexikologie (Lehre von den Wörtern und dem Wortschatz und ihren Strukturen); Syntax (Lehre von den Satz- und Teilsatz-Strukturen); Semantik (Bedeutungslehre,

heute meist unterschieden nach Wortsemantik und Satzsemantik). Strittig ist vor allem die Zugehörigkeit der neueren, in der Nachfolge des linguistischen Strukturalismus unter Überwindung seines reduktionistischen Sprachbegriffs ab den 1970er Jahren zur S. hinzu gekommenen Forschungsgebiete und –Gegenstände zu den „Kernbereichen“ der Sprache und S. Dazu zählen v.a. die Pragmatik (Lehre von den sprachlichen Handlungen, von Situations- und Kontextbezügen sprachlicher Äußerungen, von implizierten und mitgemeinten Bedeutungsanteilen u.ä.), die Textlinguistik (Lehre der Textstrukturen, -bedeutungen, -funktionen, -sorten), sowie viele Gebiete der heute meist unter dem Oberbegriff „Soziolinguistik“ zusammengefassten (teilweise jedoch bereits zum Traditionsbestand der S. gehörenden) Gegenstandsbereiche und Forschungsgebiete (Erforschung der Dialekte, Gruppensprachen, Sondersprachen, situations-, medien- und geschlechtsspezifischen Sprachgebrauchs; Sprachgeschichte; linguistische Gesprächsanalyse). Die derzeit zu beobachtende Öffnung der S. zu kognitionswissenschaftlich motivierten und orientierten Ansätzen wird nicht von allen Fachvertretern akzeptiert. (Und zwar gilt dies sowohl für Anhänger einer eng gefassten „Kernlinguistik“ als auch für sozial- und kulturwissenschaftlich orientierte Linguisten.) Dem entspricht die verbreitete Skepsis gegenüber psycholinguistischen Gegenständen und Forschungsinteressen, die daher – sieht man von der mehr oder weniger akzeptierten Spracherwerbsforschung ab – nahezu vollständig den Nachbarfächern (Psychologie, Kognitions-wissenschaft) überlassen wurden und werden. Ebenfalls von vielen Fachvertretern skeptisch gesehen wird die sich in letzter Zeit andeutende (Wieder-)Annäherung größerer Teile der S. an kulturwissenschaftliche Gegenstände und Forschungskonzepte.

Gegenstandswahl und Ausdifferenzierung von Forschungsbereichen sind in den S. (möglicherweise noch stärker als in anderen Geistes- und Sozialwissenschaften) stark von den jeweils vertretenen Sprachtheorien und –modellen abhängig. Insofern sind die S. – trotz einer teilweisen Einigung auf unstrittige Kernbereiche (zumindest verbal auf der diplomatischen Ebene der Verabschiedung von Studienordnungen) – weit von einem Konsens über die jeweils anzuwendenden Methoden und Terminologien entfernt. Vertreter von Nachbarfächern nehmen interne theoretische und methodische Auseinandersetzungen in den S. daher fälschlich oft als bloßen Streit um Nomenklaturen wahr (und bezeichnen sie gelegentlich als „Glasperlenspielerien“). Diese fachexterne Sichtweise ignoriert jedoch den elementaren Stellenwert der konfligierenden sprachtheoretischen Grundannahmen für Selbstverständnis und damit Forschungsstrategien der S. Die Definitionen auch elementarer Grundbegriffe sind eben auch deshalb so umstritten (und zerfallen – oft bei jedem einzelnen Grundbegriff – in eine Vielzahl konkurrierender Ansätze), weil dahinter unterschiedliche – häufig unvereinbare – theoretische Grundannahmen über Status und Funktionsweise sprachlicher Einheiten und Mechanismen (und über das Funktionieren von Sprache generell) stehen. Die häufig von Studierenden beklagte Tatsache, dass der Erwerb sprachwissenschaftlicher Grundkenntnisse quasi dem Erlernen einer Terminologie gleichkommt (in einem Fach, in dem es für kaum einen Fachbegriff eine einheitliche Definition und Verwendung gibt – schon in den 1930er Jahren berichtete John Ries, dass er über 100 Definitionen von „Satz“ gefunden habe – seitdem werden einige dazugekommen sein), muss daher wissenschaftstheoretisch als besonderer Ausweis ihrer Wissenschaftlichkeit gesehen werden. Vermutlich schlägt sich in der besonderen Intensität des innerfachlichen Schulen- und Paradigmenstreits in den S. schlicht die Tatsache nieder, dass Sprache einer der fundamentalsten Aspekte der *conditio humana* (menschlichen Daseins und menschlicher Lebensweise) ist und insofern zum Kernbestand menschlicher Selbstdefinition und –konzeption zu rechnen ist. Dies macht die S. offenbar besonders anfällig für inner- und außerwissenschaftliche Ideologisierung.

Modelle, Paradigmen, Grundbegriffe

Wie erwähnt, lässt sich die Frage nach den elementaren Grundbegriffen der S. nicht unabhängig von dem Einfluss von Theorien, Modellen und Paradigmen klären. Dennoch soll hier der Versuch unternommen werden, einige mehr oder weniger unverzichtbare „Highlights“ der linguistischen Grundbegriffe anzugeben. – Die Sprache als Gegenstand der S. wird seit Saussure als ein mehr oder weniger stabiles (manche glauben: in Teilen angeborenes) Gefüge aus Regeln und Elementen aufgefasst. (Später wurde diese Theorietradition als „Strukturalismus“ bezeichnet.) Die Elemente sind Zeichen (wie Morpheme und Wörter/Lexeme) bzw. Gruppierungen von Teilzeichen zu komplexeren Zeichen oder Zeichenketten (wie zusammengesetzte Wörter/Komposita, Mehrwort-Lexeme, Satzteile, Teilsätze, Sätze). Die Regeln sind Regeln der Verknüpfung der Elemente zu Einheiten der jeweils höheren Organisationsebene (Morpheme zu Wörtern, Wörter zu Satzteilen, Satzteilen zu Teilsätzen, Teilsätzen zu Ganzsätzen, Ganzsätzen zu Texten). Aus dem sprachlichen Grundprinzip der Linearität ergibt sich, dass bereits die Position eines Elements in einer Kette zeichenhaft und damit regeln unterworfen ist. Strittig war immer die von Saussure aufgebrachte Frage, ob die Sprache im Sinne eines abstrakten Systems (*langue*, *competence*), also so, wie sie etwa in einer Grammatik beschreiben sein kann, von dem Sprachgebrauch (*parole*, *performance*) getrennt untersucht werden könne. Im Prinzip ergibt sich die Beschreibung der abstrakten Zeichenmuster (Morpheme und Wörter als Lexikoneinheiten) und Regeln (der Grammatik) nur aus der Beschreibung konkreter Zeichenrealisierungen (Sprachgebrauch, *parole*). Das Zeichen wurde seit Saussure (bei Nichtbeachtung anderer Ansätze) als zweiseitig, aus Inhaltsseite (*signifié*) und Ausdrucksseite (*signifiant*) bestehend konzipiert. Sprachzeichen sind demnach arbiträr; die Verbindung der zwei Seiten beruht auf einer sozialen Konvention. Die Inhaltsseite (Bedeutung) der Sprachzeichen wurde mit Vorstellungen und Begriffen der bezeichneten Gegenstände gleichgesetzt. Für Saussure waren beide Seiten des Sprachzeichens geistige (psychische, kognitive) Größen, also auch die „Ausdrucksseite“: Entscheidend ist nicht das physisch feststellbare Schallereignis, sondern die geistige Repräsentation dieses Schallereignisses in der Kognition der sprachbenutzenden und -verarbeitenden Individuen.

Die Sprache ist ein System der mehrstufigen Organisation von Teilzeichen zu komplexen Zeichen oder Zeichenketten. Auf der untersten Organisationsebene bilden die Sprachlaute (Phoneme) die Grundeinheiten, denen in der Schriftsprache die Schriftzeichen (Grapheme) entsprechen. Phoneme sind geistige Repräsentationen von in Bündeln geordneten sog. zeichenunterscheidenden Artikulationseigenschaften (Eigenschaften von Artikulationsort und –art wie labial/dental/uvular, stimmlos/stimmhaft usw.); ihnen entsprechen die Phone als physikalisch messbar realisierte Lautereignisse. Grapheme werden entweder als ein eigenständiges System zeichenunterscheidender Einheiten oder als ein abgeleitetes System von den Phonemen zugeordneten Repräsentationen zweiter Ordnung aufgefasst. Auf dem ursprünglich in der Phonologie entwickelten Begriff der Differenz zwischen Zeichen aufgrund minimaler Opposition von sich manchmal nur in einer einzigen artikulatorischen Eigenschaft eines einzelnen Phonems unterscheidenden Phonemen (z.B. *Horte/Horde*) ist im späteren Poststrukturalismus eine ganze Philosophie aufgebaut worden (Derrida). Minimale sprachliche Zeichen sind in der Regel Kombinationen aus mehreren Phonemen. Ab der Ebene der kleinsten Teilzeichen (Morpheme) unterscheidet man zwischen Strukturen der Ausdrucksseite (Silbenstrukturen und Akzentstrukturen, erforscht in der prosodischen oder suprasegmentalen Phonologie) und Strukturen der Inhaltsseite (Morphemstrukturen, erforscht in der Morphologie und Lexikologie), die nicht in einer Eins-zu-eins-Entsprechung stehen, sondern zu

divergierenden Worteinteilungen führen können. Relativ wenig erforscht sind phonologische Strukturregeln für Wörter (sog. phonotaktische Regeln) ebenso wie Akzentregeln, die in den verschiedenen Sprachen unterschiedlich strikt geregelt sind. Silben sind lautliche Minimalstrukturen aus einem Silbengipfel (meist Vokal oder Halbvokal) und einem oder mehreren umgebenden Konsonanten. Morpheme sind nicht weiter unterteilbare kleinste Zeicheneinheiten, die entweder als selbständige Morpheme vorkommen können (und dann zugleich Wörter/Lexeme sind, wie z.B. *und*, *Hund*, *bunt*), oder als unselbständige Elemente ergänzende semantische, vorwiegend aber grammatische Funktionen ausüben (Flexionselemente wie *-t* in *sie sing-t*, *-en* in *die Tür-en*; Wortbildungselemente wie *-in* in *die Sänger-in*, *-er* in *der Reit-er*, *-heit* in *die Schön-heit*, *un-* in *un-vergesslich*, *zer-* in *zer-reißen*, *ab-* in *ab-fahren* usw.)

Die meisten Wörter einer Sprache sind komplexe Verkettungen aus mehreren Morphemen (entweder durch Ableitung/Derivation als Fügung aus selbständigen und unselbständigen Morphemen erzeugt wie *Sänger-in*, *Schön-heit*, *ver-arbeiten*, oder durch Zusammensetzung/Komposition als Fügung aus selbständigen Morphemen erzeugt wie *Haus-tür*, *Schönheits-königin*, *Kostendämpfungspauschale* usw.). Der Wortschatz zerfällt in Teilgruppen von Wortarten mit jeweils z.T. sehr unterschiedlicher innerer Struktur, Funktion und Bedeutungshaftigkeit (wie Substantive/Nomina, Verben, Adjektive, Pronomina, Artikel, Konjunktionen, Präpositionen), so dass man kaum von einem einheitlichen Wortbegriff ausgehen kann. In der Wortbedeutungslehre (lexikalische Semantik) ist den starken Unterschieden in der Art der Bedeutungshaftigkeit unterschiedlicher Worttypen bislang kaum Rechnung getragen worden. Immerhin werden Unterscheidungen zugestanden wie Konkreta (wie *Hund*, *Baum*, *schwimmen*) vs. Abstrakta (wie *Schönheit*, *Liebe*, *Demokratie*, *Phonem*, *Phänomenologie* usw.) oder Autosemantika („Selbstbedeuter“ bzw. „Begriffswörter“, also Nomina/Substantive, Verben, Adjektive) vs. Synsemantika („Mitbedeuter“ bzw. „Funktionswörter“ wie Konjunktionen, Artikel, Präpositionen usw.). [Zur Bedeutungslehre siehe Art. Semantik.] Andere Strukturen des Wortschatzes (neben den „Wortarten“) sind entweder semantisch-inhaltlicher Art (Wortfelder bzw. lexikalisch-semantische Felder wie das Wortfeld GEWÄSSER, semantische Relationen wie Synonymie, Antonymie, Hypo/Hyperonymie) oder stilistisch-soziolinguistischer Art (wie Dialektwörter; gruppensprachliche Wörter; fachsprachliche Wörter; Archaismen; umgangssprachlicher/vulgärer/gehobener Wortschatz usw.).

Als Kern der S. (und des linguistischen Selbstverständnisses) galten lange Zeit die Theorien der Syntax (Satzbaulehre). Die Vielzahl der auf diesem Felde konkurrierenden Theorieschulen lässt sich etwas grob vereinfachend abbilden auf die Divergenz zwischen Modellen auf der Basis einer meist als binär verzweigend aufgefassten Konstituentenstruktur (traditionelle lateinische Schulgrammatik, Konstituentenstrukturgrammatik, Phrasenstrukturgrammatik, generative Transformationsgrammatik und Nachfolgemodelle verschiedener Stufen und Versionen) mit einem Symbol für den ganzen Satz als Spitze der Strukturdarstellung (des Baumgraphen) und einer nachfolgenden ersten Einteilung in Nominalgruppe und Verbalgruppe (traditionell: Subjekt und Prädikatsgruppe) einerseits und Modellen mit dem Verb als Zentralknoten an der Spitze der Strukturdarstellung, von dem dann die anderen Satzglieder abhängig sind (Valenzmodell, Dependenzgrammatik) andererseits. Im angelsächsischen Sprach-, Kultur- und Wissenschaftsraum (und den an diesem orientierten Einzelphilologien und Schulen) dominieren eindeutig Konstituentenstruktur-Modelle und Derivationen (lange dominiert von der generativen Schule der Chomsky-Linie), im französischen und deutschen Sprach-, Kultur- und Wissenschaftsraum (und den an diesem orientierten Einzelphilologien und Schulen) sind valenz- und dependenzgrammatische Modelle etwa gleichstark vertreten.

Unter dem Einfluss von Logik und formaler Sprachphilosophie sowie neuerdings Kognitionsforschung haben formal-logisch orientierte Satzmodelle starken Auftrieb erhalten (z.B. Montague-Grammatik, Kategorialgrammatik). Wenig Einigkeit besteht über die ernsthaft zu erwägende Forderung, dass eine (der bisherigen Syntax entsprechende) Analyse von Satzausdrucksstrukturen strikt von einer Analyse der Satzinhaltsstrukturen (Satzsemantik) unterschieden werden müsse (so v.a. von Polenz 1985), da beide Strukturebenen nicht in einer Eins-zu-eins-Entsprechung zueinander stünden. Diese Forderung hängt vor allem damit zusammen, dass bei einer Anwendung moderner, prädikatenlogischer Analyseformen sich bei weitem nicht alle zur Satzbedeutung gehörenden Prädikationen (und Gegenstandsbezugnahmen/Referenzakte) als auch ausdrucksseitig explizit realisiert erweisen. Vielmehr muss stets mit der Wirkung von versteckten, implizierten, präsupponierten, nur durch Verstehensleistungen/Inferenzen zu erschließenden Prädikationen und Bezugnahmen gerechnet werden.

Strittig ist in den S. bis heute geblieben, ob die Satzebene die oberste Ebene der sprachwissenschaftlichen Analyse (und entsprechend Theoriebildung) darstellen solle (und damit Sätze die „größten sprachlichen Einheiten“ seien), oder ob man eine übergeordnete weitere Ebene, nämlich die Textbildung (und damit Texte und Textstrukturen) als Einheiten und Gegenstände der Linguistik annehmen solle. Frühe Versuche, die seit den 1970er Jahren entstehende Textlinguistik als eine bloße Erweiterung konstituentensyntaktischer Analysen um satzübergreifende Beziehungen und Strukturen zu konzipieren (sog. „trans-phrastischer Ansatz“) und analog zur Syntax/Satzgrammatik eine ähnlich strikt formalisierte und gegliederte Textgrammatik zu konstruieren, sind als gescheitert zu betrachten. (Nach längerer vollständiger Vernachlässigung der Textlinguistik wenden sich im Gefolge der kognitivistischen Wende in den S. heute aber wieder vermehrt VertreterInnen der formalen Linguistik der Analyse satzübergreifender Strukturen – v.a. anaphorischer Verweisstrukturen – zu.) Nach dem Scheitern der frühen textgrammatischen Versuche wurde die Textlinguistik lange Zeit stark von kommunikativ-pragmatischen und/oder psycholinguistischen Modellen und Forschungsansätzen dominiert. Als Texte werden Ketten von Sätzen dann verstanden, wenn sie das Merkmal der „Kohärenz“ aufweisen. (Gelegentlich wird zwischen einer eher semantisch-pragmatisch-funktional verstandenen „Kohärenz“ und einer eher grammatisch-formal verstandenen „Kohäsion“ unterschieden, doch konnte bis heute nicht überzeugend nachgewiesen werden, dass zwei solche Aspekte überhaupt theoretisch und empirisch klar unterschieden werden können.) Als wichtiges Kohärenzsignal erweisen sich die durch Wiederaufnahme von in einem Satz in einen Text eingeführten Bezugsobjekten (Personen, Gegenstände, Sachverhalte, Ereignisse, Handlungen, Gedanken usw.) ausgedrückten Beziehungen zwischen Sätzen. Das Wiederaufnahmemittel, das am ehesten noch als „grammatisch“ aufgefasst werden kann, sind die Pronomina; deshalb war die frühe, grammatisch orientierte Textlinguistik stark auf die Untersuchung von „Pronominalisierungen“ gerichtet. Viele Wiederaufnahmemittel (etwa Variation des Bezugsausdrucks wie *der Mann – der Alte – der Rentner*) müssen aber eher semantisch-pragmatisch analysiert werden und/oder weisen eine große Nähe zu dem eher kognitiv/epistemologisch zu erforschenden Problemkreis Textbedeutung/Textverstehen/Aufbau von Textwelten/Wissensstrukturen auf. Weitere Forschungsbereiche der Textlinguistik sind Themenstrukturen, Textfunktionen, Textsorten und Prozesse des Textverstehens.

Auf Anstöße aus der angelsächsischen nach-wittgensteinianischen Philosophie der normalen Sprache geht die Entstehung der Linguistischen Pragmatik als weiterem Forschungsbereich der S. neben den traditionellen Kerngebieten zurück. Eingeleitet durch die von J.L.

Austin (1962) und J.R. Searle (1969) entwickelte Theorie der Sprechakte wurde Sprache erstmals explizit als Form des (gesellschaftlich determinierten, konventionsgeleiteten) Handelns konzipiert. Explizit handlungstheoretische Entwürfe der Sprachtheorie, etwa in der Semantik das Programm des Philosophen H.P. Grice, lexikalische Bedeutungen aus Sprecherabsichten abzuleiten (1956, 1968); können zwar heute nicht mehr völlig ignoriert werden, haben sich aber niemals vollständig durchgesetzt. Handlungstheoretisch argumentierende und sozialwissenschaftlich untermauerte Sprachmodelle stehen in den heutigen S. den eher biologisch orientierten, häufig formal-logisch gestalteten Modellen des linguistischen Mainstreams diametral gegenüber. „Pragmatik“ (oder besser: „handlungstheoretische Sprachkonzeption“) wäre dann ein sprachtheoretisches Paradigma, welches mit anderen (rein strukturalistischen, generativistischen, logisch-formalistischen, biologischen, kognitivistischen) Paradigmen um das Theorien-Primat streitet. Als Versuch der Befriedungs- und Eingemeindungsstrategie hat sich dagegen auf breiter Front eine andere Auffassung von „Pragmatik“ durchgesetzt, die damit schlicht die Erforschung all derjenigen Aspekte der tatsächlichen Sprachverwendung und –funktionen meint, welche von den anderen Modellen „links liegen gelassen“ und ignoriert (niemals als ernsthafter Gegenstand akzeptiert) worden sind. (Nach einer treffenden Definition von Gazdar wäre „Pragmatik“ = ‚jede Semantik, die über die Wahrheitswert-Tafeln der logischen Semantik hinausgeht‘.) Gemeint sind Bezüge, die zwischen den sprachlichen Einheiten selbst zu Faktoren wie Situation, Kontext, Sprachverwender und -rezipienten, Vorwissen, hergestellt werden müssen, um in vielen Fällen überhaupt erst ihr kommunikatives Funktionieren erklären zu können. Auch Sprachfunktionen, die über die reine Bezeichnungs- und Mitteilungsfunktion hinausgehen (wie die Adressatenorientierte Appellfunktion oder die Sprecherorientierte Ausdrucksfunktion, emotionale, wertende und andere sozial wirksame Funktionen von sprachlichen Äußerungen) werden heute zum Gegenstand der Pragmatik gerechnet. In diesem Sinne können viele wichtige Beiträge zur Sprachtheorie (etwa das Organon-Modell von Karl Bühler 1934) als „Pragmatik avant la lettre“ angesehen werden. Den Kernbereich der S. tangieren v.a. die semantischen Themen der Pragmatik wie Präsuppositionen, Implikaturen, Deixis, linguistische Tropen (Metapher, Metonymie, Ironie).

Wie die „Pragmatik“ wird von der Warte des Reduktionismus der grammatik-fixierten und/oder formalistischen Sprachmodelle aus als Restklasse und Schubladen-Kategorie für Unverstandenes und Unverdauliches auch die sog. „Soziolinguistik“ behandelt. Vieles, was heute darunter subsumiert wird (Dialektologie, Fachsprachenforschung, Gruppen- und Sondersprachenforschung), hat aber eine lange philologische Tradition und ist älter als die heute dominierenden Konzeptionen von S. Wichtige Themenbereiche dieses Teils der S. sind darüber hinaus etwa die linguistische Stilistik, die Varietäten- und Registerforschung und überhaupt die Erforschung aller Korrelationen zwischen Sprachgebrauch und –kompetenz und außersprachlichen Faktoren (wie Schicht, Klasse, Bildungsstand, soziale Gruppe, Alter, Geschlecht usw.). Meist der Soziolinguistik zugerechnet wird die linguistische Gesprächsanalyse, die Strukturbedingungen dialogischer mündlicher Kommunikation untersucht. Ein zentrales Thema der Soziolinguistik, welches den Kern der S. (und damit auch der traditionellen, dominant grammatisch orientierten Sprachauffassungen) betrifft, ist die Sprachnormentheorie. Den wenigsten Grammatikern ist bewusst, dass sie durch Auswahl von Sprach-Belegen, durch Ausgrenzung scheinbar abweichender Formen, durch formelhafte Regelformulierungen usw. implizit normierend tätig sind und dabei meist (da Linguisten gewöhnlich selten streng empirisch arbeiten, sondern sich meist auf ihre eigene sprachliche Intuition und einige wenige ausgewählte Paradebeispiele verlassen) im Grunde nur ihr eigenes Sprachvermögen

zur (grammatischen) Norm erheben. (Die Grenzen des eigenen Erfahrungsbereichs der Forscher sind daher leider allzu häufig auch die Grenzen der Linguistik selbst.)

Die historische Sprachwissenschaft und Sprachwandelforschung erfährt nach vielen Jahrzehnten der fast vollständigen Verdrängung durch die dominanten a-historischen Konzeptionen der synchronen System-Linguistik in jüngerer Zeit wieder stärkere Beachtung. Auch hier stehen sich verschiedene Konzeptionen teilweise unvereinbar gegenüber. Die „diachrone Linguistik“ erforscht historische Sprachsysteme und versucht, durch Vergleich zwischen verschiedenen synchronen Schnitten Sprachwandlungsprozesse im Bereich der Grammatik aufzuspüren. Diese Richtung reicht bis auf die berüchtigten „Lautwandelsgesetze“ des 19. Jahrhunderts zurück, welche die Gleichrangigkeit der S. mit den Naturwissenschaften erbringen sollten. (Da es in keinem anderen Bereich der S. je gelungen ist, ähnlich geformte „Gesetze“ aufzufinden, stehen auch diese mittlerweile auf dem Prüfstand eines modernen Methoden- und Plausibilitäts-TÜV, den sie vermutlich nicht überleben werden.) Der „diachronen Systemlinguistik“ stehen (meist als „Sprachgeschichte“ bezeichnete) Forschungsansätze diametral gegenüber, welche die Sprachgeschichtsforschung explizit als Teil der Sozialgeschichte und der Kulturwissenschaften verstehen. Diese Ansätze entwickeln (gerade auch durch die Ausweitung der Sprachgeschichte auf die jüngste Vergangenheit und Zeitgeschichte) derzeit eine starke Dynamik. Befruchtet durch in anderen Kulturwissenschaften entwickelte Modelle (Sozialgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Begriffsgeschichte, Diskursanalyse, Epistemologie, Erforschung des kulturellen Gedächtnisses) ist eine Vielzahl innovativer Forschungsarbeiten und –projekte entstanden, die zunehmend auch auf die „synchronen“ Sprachwissenschaft (Semantik, Pragmatik, Soziolinguistik) ausstrahlen. Neben den beiden genannten neueren Ausrichtungen hat auch noch die (viele Jahre marginalisierte) traditionelle philologische Forschung (etwa in der historischen Wortforschung und der S. früherer Sprachepochen) einen gewissen Platz behaupten können.

Neben den kulturwissenschaftlich orientierten Ansätzen geht die größte Dynamik in den derzeitigen S. von den kognitionswissenschaftlich orientierten Ansätzen aus. Allerdings stellt der diffus als „kognitive Linguistik“ zusammengefasste Forschungsbereich weder in Gegenstandswahl noch in Modellen noch in Methoden ein einheitliches Paradigma dar, sondern ist eher als eine allgemeine Orientierungsrichtung zu begreifen. Da diese Neuorientierung häufig mit einer Rückbesinnung auf funktionale Aspekte der Sprache verbunden ist, wird mit ihr vermutlich manch lieb gewordenes Kulturgut der (dem Funktionsaspekt feindlichen) Systemlinguistik über Bord geworfen werden müssen. Zudem deutet sich in nuce bereits an, dass die kognitive Linguistik gegenüber der kulturwissenschaftlichen Sprachforschung weniger Berührungspunkten zeigt und mehr Anschlussmöglichkeiten eröffnet als die reduktionistische und a-funktionale System- und Formal-Linguistik des grammatikzentrierten Mainstreams. Gemeinsamer Bezugspunkt ist das sprachliche und verstehensrelevante Wissen, das in den strukturfixierten Modellen der Linguistischen Moderne durch die kanonisch behauptete künstliche Trennung von „Sprachwissen“ und „Weltwissen“ kontrafaktisch so stark reduziert wurde, dass darauf basierende Modelle und Programme der „Künstlichen Intelligenz“ und Computerlinguistik schlicht nicht zum Laufen gebracht werden konnten. In einer von Kognitiver und Kulturwissenschaftlicher S. zugleich beförderten „Linguistischen Epistemologie“ könnte die Zukunft der S. liegen. (Schon jetzt stellen semantische Netze, Wissensrahmen, lexikalisch-semantische Strukturen einen gemeinsamen Bezugspunkt dar.)

Angewandte Sprachwissenschaften

Wegen der langjährigen theoretischen, praktischen und institutionellen Marginalisierung mussten sich die angewandten S. mühsam einen Platz in oder neben den Kern-S. erkämpfen. Hierbei sind die Grenzen zwischen Angewandter S. und Nachbargebieten der S. fließend: Sprachlehr- und -lernforschung, Übersetzungswissenschaften, Sprechkunde und –training, praktische Kommunikationswissenschaften, Schreibtraining, Verständlichkeitsforschung, Sprachheilkunde, Computerlinguistik u.a. verstehen sich teils als Teil der „normalen“ S., teils explizit als „angewandte S.“, teils aber auch als eigenständige Disziplinen. Ihr unklarer und unsicherer Status hängt wohl auch damit zusammen, dass sie sich meist nicht als eigenständiges oder fest institutionalisiertes akademisches Fach(-gebiet) durchsetzen konnten. Dem steht gegenüber, dass unzweifelhaft ein großer Markt für Leistungen und Erkenntnisse der angewandten S. existiert, wie jeder Blick in Verlagsverzeichnisse und Schulungsprogramme zeigt. Vermutlich werden auch die rein forschungsorientierten S. sich künftig unter dem bildungspolitischen Zwang zur Berufsorientierung stärker den Fragestellungen der angewandten S. zuwenden (müssen).

Sprachwissenschaften und Nachbardisziplinen

Neben den schon erwähnten Nachbarwissenschaften wie Sprachpsychologie (Psycholinguistik), Philosophie, Kognitionswissenschaften, KI-Forschung, Kommunikationswissenschaft, Sprachlehrforschung, Sprachheilkunde u.a. findet sprachwissenschaftlich relevantes (sprachtheoretisches) Denken und Forschen auch in anderen Disziplinen mit starkem Sprach- und Textbezug statt, so v.a. in Rechtswissenschaft, Theologie und Literaturwissenschaften. Ohne die (unterschiedlich starken und akzeptierten) Anregungen von Sprachpsychologie, Philosophie, Kognitionswissenschaften und Kommunikationswissenschaft wäre die heutige Sprachtheorie und –wissenschaft nicht denkbar. Die S. stellen sich mithin als nur ein möglicher Zugang unter mehreren zum übergreifenden anthropologischen Kernaspekt „Sprache“ heraus (auch wenn dies viele Sprachwissenschaftler nur schwer akzeptieren können). Andererseits gibt es kaum eine moderne sprachtheoretische Grundannahme oder Erkenntnis, die z.B. nicht schon in der außerordentlich breiten sprachbezogenen Diskussion und Forschung in der Rechtswissenschaft rezipiert worden wäre. Auch wenn die „sprachtheoretische Wende“ („linguistic turn“) in den Geisteswissenschaften ihren Höhepunkt längst hinter sich hat, geht möglicherweise von den „Sprachwissenschaften neben den (etablierten) Sprachwissenschaften“ stärkere Impulse für die zukünftige Forschung aus, als es jetzt noch von vielen Fachvertretern für möglich gehalten wird. Der sprachbezogenen Erkenntnis kann dieser Zuwachs und diese Diversifizierung nur nutzen.

Dietrich Busse

Literatur:

- Steger, H. / Wiegand, H.E. u.a. (Hrsg.): Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK). Berlin/New York. [z.Zt. ca. 30 umfangreiche Doppel-Bände zu fast allen Teilgebieten der Sprachwissenschaft.]
- Bußmann, H.: Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart 1990. (2. ,völlig neu bearb. Aufl.)
- Glück, H. (Hrsg.): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart 1993.
- Hoffmann, L.: Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin 1996.
- Linke, A./ Nussbaumer, M./ Portmann, P. R.: Studienbuch Linguistik. Tübingen 1991.
- Lyons, J.: Die Sprache. München 1983
- Arens, H.: Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. Freiburg 1969.
- Gardt, A.: Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Berlin 1999
- Polenz, P.: Deutsche Sprachgeschichte. 3 Bde. Berlin/ New York. 1998 ff.
- Jäger, L. (1993): „Language, what ever that may be.“ Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes. – In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 12/1, S. 78-98.